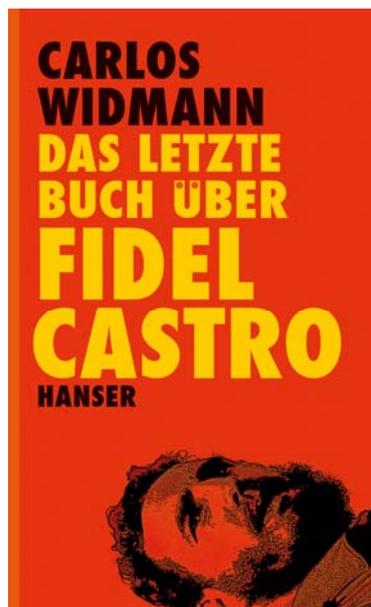


Leseprobe

Carlos Widmann
Das letzte Buch über Fidel Castro

Carl Hanser Verlag, München 2012
ISBN 978-3-446-2424004-9

S. 9-19



EPITAPH ZU LEBZEITEN

»Fidel Castro ist ein Gigant des 20. Jahrhunderts,
der zu unserem Glück noch ins 21. hereinragt.«

Hugo Chávez

Die warmherzigen Worte des Präsidenten von Venezuela entspringen seinem Drang, von der Welt als geistiger Erbe und Nachfolger des kubanischen Revolutionärs anerkannt zu werden. Chávez' Spruch enthält aber trotzdem zwei grundsätzliche Wahrheiten. Fidel Castro ist eine überdimensionierte, weit über die Möglichkeiten seines Landes hinausgreifende Gestalt der Zeitgeschichte – gewesen. Und ja, er »ragt« noch aus seinem eigenen Jahrhundert in das neue herein – weil es ihm länger als irgendeinem Herrscher seit Menschengedenken gelungen ist, seinem Volk zu imponieren, es zu gewinnen und zu unterwerfen. Die Prognose sei gewagt: Für eine Weile schafft er dies wohl auch noch über den eigenen Tod hinaus.

Trotz spektakulärer Taten und ansteckender Rhetorik ist das Hauptkennzeichen dieser Herrschaft ihre unfassbare Länge trotz dramatisch zunehmender Erfolglosigkeit. Der außergewöhnlich hartnäckige Amtsinhaber fordert zu bizarren Vergleichen heraus. Er regierte sein Land genauso lange wie sechs deutsche Bundeskanzler das ihre: Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt, Schmidt und Kohl waren insgesamt 49 Jahre in Amt und Würden, wie Fidel Castro. Und die Aufzählung aller US-Präsidenten, die von immer demselben Gegenspieler in Havanna provoziert wurden, liest sich noch

imposanter: Eisenhower, Kennedy, Johnson, Nixon, Ford, Carter, Reagan, Bush senior, Clinton, Bush junior und Obama. Selbst im Vergleich mit den Machthabern des Sowjetreiches wirkt Castro einzigartig: An Herrschaftsdauer hat er Lenin plus Stalin plus Chruschtschow übertroffen und noch zwei Jahre Breschnew draufgepackt. Die Diktatur des Vorsitzenden Mao wirkt dagegen (wenn man kein Chinese ist) fast schon erträglich: Sie dauerte 22 Jahre weniger als die des kubanischen Kommandanten.

»Eine Insel von mittlerer Größe am nördlichen Ausgang des Golfs von Mexiko« – so nonchalant pflegte der Argentinier Che Guevara seine Wahlheimat Kuba vorzustellen. Der Stalinpreisträger Nicolás Guillén, Castros Lieblingsdichter, besang Kuba als eine »lange grüne Eidechse, mit Augen wie Stein und Wasser«. Ohne dieses Reptil wäre die überlange Geschichte des Weltkommunismus ein gutes Stück kürzer ausgefallen, und wohl auch um einiges langweiliger. 53 Jahre – *and counting* – der Machtausübung einer einzelnen Führerfigur, ihres Bruders und Erben sowie einer Handvoll auf sie eingeschworener alter Kämpfer: diese Leistung darf für sich allein einen Ehrenplatz im Guinness-Buch der Rekorde beanspruchen. Denn die Sandkörner rieselten ja weiter durch das Stundenglas auch nach dem 24. Februar 2008, an dem der damals 81-jährige Präsident Fidel Castro seine Ämterfülle offiziell an einen (na ja) Jüngeren abtrat – seinen kleinen Bruder Raúl, Jahrgang 1931.

Und während dies geschrieben wird, gibt unser Protagonist nach wie vor machtpolitische Lebenszeichen. In den Parteiorganen *Granma* (deutsch: »Oma«) und dessen Partnerblatt *Juventud Rebelde* (»Rebellische Jugend«) – gewiss die einschläferndste Zeitungslektüre außerhalb von Pjöngjang – werden in loser Folge die »Reflexionen des Genossen Fidel« abgedruckt, aus denen oft noch so etwas wie Weisungsbefug-

nis zu sprechen scheint, etwa für Kubas Außenpolitik. Oder der Comandante gibt vor den Kameras den Elder Statesman und empfängt in seiner sportlichen Rentnerkluft einen ausländischen Potentaten; im Bild sieht das dann oft wie eine originelle Adidas-Reklame aus. Oder er lässt das luxuriöse Aquarium von Havanna für einen amerikanischen Journalisten öffnen und genießt mit ihm ein Wasserballett von Kunstschwimmern und Delphinen. Oder er taucht tief gebeugt in der Apostolischen Nuntiatur auf, um sich von dem gleichaltrigen deutschen Papst eine Art konfessionslosen Segen zu holen. Solange sich auf Kuba solche Szenen abspielen, kann von einem Ende der Ära Castro nicht wirklich die Rede sein. Der Kampf geht weiter, der Personenkult auch. Als bleicher Schatten seines verehrten und verhassten früheren Selbst ist Fidel Castro auf der Insel immer noch unheimlich präsent – ein charismatisches Gespenst, ein lallendes Orakel.

Könnte diese Ein-Mann-Herrschaft über ein nicht allzu bedeutendes Land trotz ihrer Marathonlänge in die Geschichtsbücher nur als übermäßig ausgedehnte Episode eingehen – wenn nicht gar als monströse welthistorische Fußnote, wie das autistische Nordkorea der Diktatordynastie Kim Il Sungs? Damit ist kaum zu rechnen. Die Schmach, von den Historikern im Aktenschrank der abnormen oder irrelevanten Außenseiter abgelegt zu werden, dürfte dem greisen Revolutionär – und beinahe drei Generationen von Kubanern – erspart bleiben.

»Die Geschichte wird mich freisprechen!«, hatte der glatt-rasierte junge Rechtsanwalt Fidel Castro im Oktober 1953 vor Gericht in Santiago de Cuba theatralisch ausgerufen. Sein verwegener und dilettantischer Versuch, mit 100 Bewaffneten (darunter zwei Frauen) eine Garnison des Diktators Batista einzunehmen, war gescheitert und blutig nieder-

geschlagen worden. Aber schon fünf Jahre später hat jener Anwalt – nun als bärtiger Guerillaführer – tatsächlich an der Geschichte des 20. Jahrhunderts mitgeschrieben. Gewiss, Fidel Castro hat allerhand bewegt auf dieser Welt. Wie weit das bekömmlich war für die Welt und für die Kubaner, steht auf einem anderen Blatt. Und was den angekündigten Freispruch betrifft: Das Urteil der Geschichte ist unergründlich – wer lange genug warten kann, muss auf Überraschungen gefasst sein. Der Havanna-Besucher Martin Mosebach höhnte beim Anblick des allgegenwärtigen Freispruch-Zitats, dass »auch Nero und Dschingis Khan heute von der Fachwelt sehr verständnisvoll gesehen werden«.

Historiker reduzieren die Geschichte schon lange nicht mehr wie im Shakespeare-Drama auf die Heldentaten oder Verbrechen einiger starker Persönlichkeiten. Viel lieber stellen sie soziale und wirtschaftliche Entwicklungen in den Mittelpunkt. Aber da beißen sie im Falle Kubas auf Granit. Fidel Castro mag ein Anachronismus sein: Er bietet wie manch anderer Diktator des 20. Jahrhunderts das Paradebeispiel für den unmäßigen Einfluss einer Einzelperson auf den historischen Prozess. Mehr als alle anderen Faktoren haben Castros Drang zur Selbstverwirklichung, sein formidables Ego, sein Machthunger und Führungswille bewirkt, dass das »Erste Freie Territorium Amerikas« (Selbstdefinition Kubas seit 1960) sich fast drei Jahrzehnte lang zur Bühne, zum Mitwirkenden, Antreiber oder Spielverderber im Ringen der großen Mächte aufschwingen konnte.

Außergewöhnlich lange war der geborene Hauptdarsteller Fidel Castro in heutigem Jargon ein *Global Player*. »Der derzeit beste politische Alleinunterhalter auf der Weltbühne« nannte ihn der Konferenzreporter Hans Ulrich Kempski Anfang der sechziger Jahre. Unter seiner Herrschaft, mit seiner Rhetorik und der sakralisierten Ikone des Che Gueva-

ra nahm Kuba Einfluss auf andere Völker und Kontinente, ja auf die politischen und geistigen Strömungen des vergangenen Jahrhunderts – in Lateinamerika und im Westen Europas vor allem, für das Kuba mit seinem spanischen Erbe besonders zugänglich ist. Einmal sogar (und einmal genügte) wurde die Insel zum Focus eines Nervendramas der Supermächte, das die Menschheit im Oktober 1962 nahe an den Abgrund eines atomaren Holocausts geführt hat – durchaus auch auf Wunsch und Drängen des Comandante Fidel Castro.

Kubas Revolutionsexport und die Partnerschaft mit der Sowjetunion sind eine unendliche Geschichte, die sich weit über ein Vierteljahrhundert hinzog. Doch ansonsten ist auf der Insel alles Wesentliche während der ersten vier Jahre nach Castros Einmarsch in Havanna geschehen. Es ging überrumpelnd, ja schlagartig vor sich. Die blutigsten Schergen und Verbündeten Batistas (aber auch viele aktive Revolutionsgegner) wurden innerhalb weniger Monate erschossen. Die Alphabetisierungskampagne war schon 1961 abgeschlossen. Die Reform des Gesundheitssystems und die Rationierung der Lebensmittel waren bis Ende 1962 durchgesetzt. Der von US-Präsident Kennedy abgesegnete und von der US-Luftwaffe unterstützte Invasionsversuch der Exilkubaner in der Schweinebucht wurde im April 1961 von Castro souverän abgewehrt – und bot ihm den idealen Anlass für die Ausrufung des Sozialismus. Die Verstaatlichung der amerikanischen und kubanischen Zuckerplantagen, der US-Ölraffinerien und aller Industrie- und Handelsbetriebe wurde im Handstreich vollzogen, die Abschaffung aller kleinen Läden bis hin zum Uhrmacher oder Schuster brauchte nicht viel länger. Auch der Exodus von Oberschicht und Mittelstand nach Südflorida fand im Honigmond der Revolution statt. Und die Raketenkrise, mit der Chruschtschow bei Kennedy immerhin eine stille Nichtangriffsgarantie für

das kommunistische Kuba herauschlagen konnte, war noch 1962 mit dem Rückzug der sowjetischen Mittelstreckenraketen und dem Abbau der Abschussrampen beendet.

All dies ist Geschichte, immer wieder neu erforscht, ergänzt und neu erzählt. Dass ein wesentlich verändertes oder vollständiges Bild entstehen wird, sobald nach dem Ende des Regimes die Archive in Havanna geöffnet werden, ist eher unwahrscheinlich. Als Autor und Kontrolleur der eigenen Legende ist Fidel Castro viel zu stark an Geheimhaltung, Retusche und Verklärung interessiert – selbstverständlich auch über den Tod hinaus. Und was heißt schon »Ende des Regimes«? Wer wollte sich heute noch anmaßen, ihm ein Verfallsdatum aufzukleben? *Castro's Final Hour* hieß das Buch eines mutig forschenden Reporters, der auf Kuba den unmittelbar bevorstehenden Untergang des Kommunismus schon mit Händen zu greifen meinte. Nur: der vorzügliche Bericht des Pulitzer-Preisträgers Andrés Oppenheimer über Fidel Castros »letzte Stunde« hat einen Schönheitsfehler – er ist 1992 erschienen, vor nunmehr 20 Jahren.

Richtig an der Untergangsprognose war die Erkenntnis, dass die große Zeit des kubanischen Weltauftritts schon damals ein Weilchen zurücklag (aus dem inzwischen eine kleine Ewigkeit geworden ist). Doch seit dem Fall der Berliner Mauer und bis auf den heutigen Tag lautet die spannende Frage immer nur – und immer noch: Wann werden die Kubaner ihren dominierenden Patriarchen und/oder seine hochbetagten Machtkumpane abschütteln – und wie könnten sie ihre tropische Variante des Kommunismus ohne Blutvergießen, vor allem ohne fremde Intervention hinter sich bringen?

An die 80 Prozent aller heute auf Kuba lebenden Kubaner kennen nichts als das revolutionäre Kuba. Ob das Inselvolk sich von der geistigen Entmündigung durch einen

Einzelnen und von über einem halben Jahrhundert bürokratischer Gängelung durch seine Einheitspartei befreien kann, ohne wie in alten Zeiten zu einem Protektorat der USA abzusinken – das stellt eine Schicksalsfrage für die ganze Hemisphäre dar. Fidel Castros Legende ist ja in manchen der ärmsten Republiken erst in jüngerer Zeit wirksam geworden und hat dort gewiss mehr Ausstrahlung und Zukunft als auf Kuba. Die jüngste Generation in Havanna und Umgebung kultiviert einen völlig vom Westen inspirierten Narzissmus. Vom Regime ihres drögen alten Zuchtmeisters und seinem Welterlösungsgerede haben Kubas Jugendliche die Schnauze voll.

Ganz anders in Bolivien, Paraguay und Peru, in Ecuador und Venezuela, in der politischen Folklore selbst großer Länder wie Argentinien und Brasilien. Der Mythos des mannhaften Herausforderers der Reichen und der Amerikaner hat dort neue Zugkraft, er wird beschworen von den linken Populisten, die in jüngerer Zeit auf einem halben Dutzend Präsidentensesseln Platz genommen haben. In ihren Ländern sind Lippenbekenntnisse zu Kuba, zu Fidel und Che heute fester Bestandteil der Regierungspropaganda. Vom Nimbus Fidel Castros wollen alle profitieren, die sich als Vorkämpfer einer gewaltigen Abwehrschlacht aufspielen – gegen die einheimischen Oligarchien, gegen die Multis und das gesichtslose internationale Finanzkapital, vor allem aber gegen den »Koloss des Nordens«, dieser ewigen Hauptursache von Elend, Ausbeutung, Unterentwicklung, Erniedrigung.

Die Botschaft der sozialen Gerechtigkeit wurde in Lateinamerika schon lange vor der kubanischen Revolution formuliert und tatkräftig oder demagogisch verbreitet: von Lázaro Cárdenas in Mexiko, von Eva und Juan Domingo Perón in Argentinien, von Víctor Paz Estenssoro in Bolivien, sogar vom jungen Fulgencio Batista auf Kuba – um nur einige zu

nennen. Zu einer Verheißung für den ganzen Kontinent und darüber hinaus wurde diese Botschaft aber erst durch die kubanische Revolution. Sie lieferte das Heldenepos, das die Bemühungen demokratischer Reformer lächerlich erscheinen ließ und die politischen Optionen ein paar Jahrzehnte lang reduzierte: *Guerrillas* oder Gorillas – radikale Umstürzler oder reaktionäre Militärs.

Sollte die Öffnung kubanischer Geheimarchive eines ferneren Tages noch so kompromittierendes Material über den *Comandante en Jefe* hervorbringen: Fidel Castros Legende wird davon kaum beeinträchtigt werden, sie ist im Grunde nicht zu zerstören – am wenigsten wohl von den Kubanern selbst, die sich nach dem Abgang des Regimes unvermeidbar spalten werden in Gewinner und Verlierer, Befreite und Beleidigte, Befürworter des Neuen und Nostalgiker des Alten. Für die Anwälte der Armen in Lateinamerika und der Dritten Welt aber wird Castro wohl immer der Gewalthumanist mit dem Zielfernrohrgewehr bleiben, der für sein geplagtes Volk das Recht auf freie Erziehung und Fortbildung sowie auf kostenlose ärztliche Betreuung erkämpfte – und der mit der vielgeschmähten Lebensmittelkarte die Voraussetzung dafür schuf, dass kein Kubaner mehr verhungern müsse. Ja, wichtiger noch: Fidels nordwärts gerichteter Antiimperialismus war nationaler, nationalistischer Herkunft, er ist tief in der eigenen Geschichte verwurzelt, er wirkte auf eine gedemütigte Schicht der Kubaner lange Zeit identitätsstiftend. In den Augen vieler Historiker und Journalisten wurde die Inselrepublik dank Castros Revolution nicht nur sozialistisch, sondern erst richtig kubanisch.

Gegen diese Darstellungen lassen sich gewichtige, schwer widerlegbare Einwände aufführen – sie wirken aber oftmals kleinlich, faktenhuberisch, sogar banausenhaft. Die meisten Menschen lieben es nicht, wenn ihrem Glauben die Grund-

lagen entzogen werden. Wer Mythen oder auch schlichte Lügen zu entzaubern sucht, wird als Räuber empfunden, der den Menschen etwas Kostbares wegnehmen will, meint der argentinische Historiker Cristián Buchrucker. Der moskau-treue kubanische Kommunistenführer Aníbal Escalante, der später von Castro ins Gefängnis geworfen wurde, hatte kurz nach dem Sieg der Revolution in der Armeeweitschrift *Verde Olivo* noch nüchtern feststellen können: »Kuba ist eines der Länder Lateinamerikas, in denen der Lebensstandard der Massen besonders hoch ist« – eine damals rundum unerwünschte Behauptung, die Escalante in Schwierigkeiten brachte. Nach Argentinien, Uruguay und Chile hatte Kuba unter der Batista-Diktatur auch die geringste Analphabetenrate unter allen Ländern Lateinamerikas und der Karibik.

Mit ihrer Mischung aus Schlendrian und Korruption, aus ungleich verteiltem Wohlstand, fieberhaftem Konsumismus und ländlicher Vernachlässigung war die Inselrepublik weit eher mit einem der US-Südstaaten – etwa Louisiana – zu vergleichen als mit Elendsfällen wie Haiti oder Honduras. Aber selbst gemessen an New Orleans, hatte Havanna in den fünfziger Jahren einen hohen Lebensstandard und das Kulturniveau einer pulsierenden Weltstadt. Die sozialistische Lebenssicherung und die neuen Chancen für das kubanische Unterproletariat, die mit der Revolution einsetzten, wurden allerdings kaum aus eigenen Mitteln geschaffen, sondern von der Sowjetunion und dem Ostblock gestiftet. Fidels weltrevolutionäre Ambitionen und sein Kampfgeist ermutigten die Kremlherren später, das exotische Bruderland zur größten Militärmacht Lateinamerikas und zum international einsetzbaren Rammbock des Sozialismus aufzubauen – was in der Tat gelungen ist und sich viele Jahre lang rund um den Globus auswirkte. Nur, das ist lange her und »vor Ort« fast nirgends in guter Erinnerung.

Welch ein Anblick: Cristina Kirchner schüttelt ihre Filmstarmähne, führt ihren lasziven Hüftschwung vor, klappert mit langen Wimpern, gurrst wohl auch dazu – alles für den greisen Fidel. Die Präsidentin Argentiniens gehört zu der neuen Generation regierender Populisten in Lateinamerika, für die ein Fototermin beim Comandante *de rigueur* ist. Die südpatagonische Erdöl- und Tourismus-Kleptokratie des sagenhaft reich gewordenen Ehepaars Kirchner hat sich in Buenos Aires durch einen Pakt mit dem Linkspersonismus an die Macht geschwungen – ein Erfolgsbündnis, das nach dem frühen Herztod Néstor Kirchners nun von der Witwe geführt wird. Sie ist die kurioseste Erscheinung unter den lateinamerikanischen Aufsteigern, die es heute zu Fidel drängt.

An Lautstärke und internationaler Wirkung wird Madame Kirchner allerdings weit übertroffen von dem Venezolaner Hugo Chávez. Der wortmächtige Oberstleutnant der Fallschirmspringer und einstige Putschist aus dem Ölreich Venezuela muss Fidel Castro während des Untergangs der alten Sowjetführung wie ein Gottesgeschenk erschienen sein: »Hurrikan Hugo« hatte nicht nur das Zeug zum materiellen Lebensretter des kubanischen Regimes, er gab sich auch mit vollem Ernst als Fidels Schüler und potentieller Nachfolge-Revolutionär zu erkennen. Originalton Chávez: »Fidel Castro ist für mich wie ein Vater, wie ein Leuchtturm, völlig unersetzlich.« Dass Fidel von dem Venezolaner ebenfalls eine hohe Meinung entwickelte, war leichter begreiflich: Ohne die Öltanker aus der Bucht von Maracaibo hätte seine Revolution den Untergang ihres großen alten Sugardaddy – der Sowjetunion – nicht überlebt.

Noch in seiner unendlich langsamen, durch intravenöse Erdöl- und Dollartransfusionen immer wieder verlängerten Agonie ist Castros kubanischer Sozialismus für den Rest der Welt eher ein Faszinosum als ein Ärgernis: Utopia am

Tropf. Die eindrucksvollen Ruinenlandschaften der Millionenstadt Havanna und die zerklüftete Physiognomie des alten Comandante würden als zwei Seiten einer Medaille reizvoll miteinander korrespondieren. Gemeinsam wirken sie als Metapher einer überlebten – oder doch von Anfang an fehlentwickelten und zum Scheitern verurteilten – Revolution, die die Republik Kuba im Lauf eines halben Jahrhunderts zu einem pittoresken Armenhaus heruntergewirtschaftet hat.

Diese Zigarren- und Zuckerinsel von der Größe der verbliebenen DDR wurde erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überproportional geschichtsträchtig. Im damals noch so genannten »Hinterhof« der USA gelegen, erreichte Kuba – gesegnet mit dem zweithöchsten Pro-Kopf-Einkommen Lateinamerikas nach Argentinien – etwas in dieser Weltgegend vollkommen Neues und Sensationelles: Eine lange Zeit von den Amerikanern unterstützte, zuletzt blutrünstig ausschweifende Diktatur wurde durch einen winzigen Guerillatrupp junger Menschen gestürzt. Diese hatten sich – so der Mythos – mit ihrem bäuerlichen Anhang von der Sierra Maestra im Südosten bis zur Hauptstadt im Nordwesten heroisch durchgekämpft und wurden in der Neujahrsnacht 1959 in Havanna mit karnevalistischem Jubel als Befreier empfangen.

Zum frühen Ruhm und Sieg des *Ejército Rebelde* – des »aufständischen Heeres« – und seines hünenhaften Kommandanten hat die Reporterzunft wertvolle Dienste geleistet. Kubanische und amerikanische Journalisten – in Erinnerung ist vor allem Herbert Matthews von der *New York Times* – gaben der Rebellenschar durch massiv übertreibende und schöngefärbte Berichte eine propagandistisch überaus wirksame Anschubhilfe, die sie in der Öffentlichkeit weit über die breite bürgerliche Opposition gegen Batista hinaus hob. (Und nichts stimulierte Castros Vorwärtsdrang so sehr